

Leseprobe

Kelle Groom

Ich trug das Meer in Gestalt eines Mädchens

ca. 288 Seiten · Gebunden mit Schutzumschlag

19,95 € [D] / 20,60 € [A] / 27,90 sFr.

ISBN 978-3-7160-2682-3

Erscheinungsdatum: September 2013



ARCHE
www.arche-verlag.com

KELLE GROOM

ICH
TRUG
DAS
MEER
IN
GESTALT
EINES
MÄDCHENS

Roman

ISBN 978-3-7160-2682-3

© 2011 by Kelle Groom
© der deutschsprachigen Ausgabe
2013 by Arche Literatur Verlag AG, Zürich–Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Minion Pro
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2013

www.arche-verlag.com

Aus dem Amerikanischen von Susanne Höbel

ARCHE

DAS NICHTZWEIFELN AN DEM, WAS MAN NICHT SIEHT

Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht.

Brief an die Hebräer, 11,1

Morphium macht mich schwerelos, luftgetragen. Wie eine Spinne. Ich sitze an der hohen Zimmerdecke in der Ecke und blicke auf meinen Körper auf dem weißen Krankenhausbett hinab. Es ist nur eine Injektion, einmal die Nadel durch die Haut. Aber auch im neunten Monat der Schwangerschaft ist mein Körper schmal, das ganze Gewicht das des Babys. Und so ist die Wirkung der Droge ein Rausch in meinen Adern. Ich möchte gern die Straße entlanggehen mit diesem leichten Gefühl. Ich möchte Beifahrerin in einem staubigen Auto auf einem Feldweg sein und den Schleier aus Bäumen sehen, die Lichtung dahinter. Friedhof von Autos, in einer Art Kreis angeordnet. Die Motoren ausgebaut, die Fenster schmutzig und trüb. Auf dieser Lichtung, das weiß ich, könnte ich das Nichtzweifeln an dem entdecken, das man nicht sieht. Ich auf dem Bett, das Warten darauf, dass mein Muttermund sich weitet. Warten, dass er sich öffnet wie eine Tür, zehn Zentimeter weit. Dann kann ich pressen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass du das zweimal durchgemacht hast«, sage ich zu meiner Mutter, nachdem ich von

der Zimmerdecke heruntergekommen bin; ein Lastwagen ist im Sand stecken geblieben, und die Räder drehen unterhalb meines Bauchnabels durch. Wühlen im Sand, bleiben stecken, wühlen im Sand. Meine Mutter lacht.

»Man vergisst das«, sagt sie. Zieht den Stuhl näher heran. Jetzt sind wir beide Mütter. In dem Kreis, den das Bett für uns beschreibt, ist sie nicht böse, dass ich nicht geheiratet habe, ist nicht über meine Sexualität entsetzt, meine biologische Verfasstheit, meinen Mangel an Selbstbeherrschung. Sie hilft mir, die Wehen zu zählen, ihre Knie in dem hellen Hosenanzug wenige Zentimeter von mir entfernt. So angezogen, unterrichtet sie ihre erste Klasse. In der Schule sitzen die Kinder im Kreis um sie herum. Einmal hat die Schule ihr einen Preis verliehen; es wurde ein Foto von ihr gemacht, wie sie an einem Baum lehnt, lächelt. Es ist 1981. Trotz der Schmerzen bin ich froh, dass sie hier bei mir ist. Zwischen uns ist eine Unbefangenheit, als wären wir ein paar Tage zusammen verweist, wie Freundinnen. Sie ist jünger als ich heute und wird gleich ihr erstes Enkelkind halten, wird gleich erlauben, dass ich es weggebe. Meine Mutter wird es nie wieder berühren. Sie wird das Foto, das meine Tante und mein Onkel uns schicken, vergrößern und rahmen lassen und auf die Kommode in ihrem Schlafzimmer stellen. Bei der Vergrößerung sind die Lichtflecken auf dem Bild deutlicher geworden, sodass mein Sohn von leuchtenden Kreisen umringt ist, als würde nachts Schnee auf ihn fallen.

Jetzt hat mein Sohn die Augen geschlossen. Er ist dabei, meinen neunzehn Jahre alten Körper zu verlassen. Wellen kräuseln seine Haut, die niemand berührt hat, niemand außer mir. Noch sind wir zusammen. Mein Dunkel gibt ihm Sicherheit, nährt ihn. Mein Körper macht alles richtig: Er trägt ihn, nährt ihn, singt ein Wasserlied. Mein Herz verlässlich wie ein

Wiegenlied. In der Welt draußen sind meine praktischen Fähigkeiten begrenzt – ich kann weder einen Haushalt führen noch mit Geld umgehen, manchmal kann ich kaum sprechen. Aber in der Welt meines Sohnes hat mein Körper alles, was er braucht. Ich gehöre ihm.

Lange Zeit, so kam es mir vor, hatte ich den überwältigenden Wunsch zu pressen, aber die Krankenschwestern sagten, es sei zu früh. »Nicht pressen.« Dann guckt eine Krankenschwester zwischen meinen Beinen nach und ist überrascht. »Das Baby kommt«, sagt sie. »Pressen.« Ihr Ton ist beherrscht, aber eindringlich. Sie müssen sich beeilen. Die Krankenhausleute müssen mich in den Kreißaal bringen. Sie hieven mich auf ein Bett mit Rädern und schieben mich über den Flur in einen anderen Raum. Meine Mutter setzt sich zu meinem Vater in den Wartesaal. Ich weiß nicht, wer entschieden hat, dass ich das allein mache. Auch mein Arzt ist nicht da. Die Hände, die mich hochheben, sind hastig, gehetzt. Meine nackten Füße werden in kalte Metallbügel gelegt, was beängstigend ist. Als würde gleich etwas geschehen, das ich nur aushalten kann, wenn ich so gezügelt werde. Ein Scheinwerfer ist hell wie ein Flutlicht. Ich bin froh, dass ich pressen kann. Ein paar Minuten vergehen. Einmal schreie ich. Es ist eine Überraschung – nicht geplant, ohne langsames Einatmen davor. Der Schmerz ist eine Überraschung, gleich wird meine Haut von dem Kopf des Babys, der nach draußen drängt, zerrissen. Die Schmerzschwelle steigt immer höher. Ich schreie wieder, als es reißt. Und dann ist mein Sohn in der Welt. Ich dachte, er würde rot von Blut sein oder weiß und schrumpelig. Vielleicht haben sie ihn gewaschen, bevor ich ihn sehe? Seine Haut sieht aus wie Aprikosenhaut. Vielleicht liegt das an dem Karottensaft, den ich getrunken habe. Er sieht aus, als hätte er sein Leben lang gesund gegessen.

Dann nehmen sie ihn weg. Ihm kommt das sicherlich auch seltsam vor, das erste Mal, dass wir getrennt sind, seit er ein ungesehener Zwirbel war. Ein Arzt nimmt Nadel und Faden und näht mich zusammen. Ich habe eine Betäubungsspritze bekommen, aber ich spüre jedes Ziehen der Nadel. Wenn er den Faden festzieht.

Krankenschwestern legen mich wieder auf das Bett mit Rädern und fahren mich zu einer Station des Marinekrankenhauses. Auf der einen Seite des Flurs ist die Wöchnerinnenstation, auf der anderen Seite liegen Frauen mit gynäkologischen Problemen. Unsere Seite ist hell erleuchtet. Ich schlafe ein. Aber nach ein paar Stunden weckt eine Krankenschwester mich. »Ihr Baby hat Hunger.« Mein Körper weint, als hätte mich ein Pferd zwischen die Beine getreten oder mit seinen großen Zähnen gebissen. Bestimmt sollte niemand in meinem Zustand aufstehen müssen. »Sie müssen aufstehen«, sagt die Schwester wieder. »Ihr Baby muss zu trinken bekommen. Es sind vier Stunden vergangen.« Mein Krankenhaushemd ist eine Blütenhülle um meinen Körper. Ich setze mich auf. Meine Füße hängen aus dem Bett, und die Schwester gibt mir ihren Arm. Sie lächelt nicht. Sie ist Krankenschwester bei der Marine, eine Angehörige des Militärs. Ich spüre eine Ansammlung von Flüssigkeit in meinem Körper, einen Pfuhl von Blut. Aus meinen Brüsten nässt es feucht durch mein Nachthemd. Ich umklammere den Arm der Schwester. Meine Füße sind kalt auf dem Fußboden. Sie geht.

Ich gehe mit ihr den Flur entlang zu einem Zimmer aus Glas, wo wir nach rechts gehen, bis wir zu einem Zimmer ohne Glas kommen, zu einer Tür. Ich bleibe stehen, wankend neben einem Waschbecken. Hinter mir stehen Schaukelstühle entlang der Wand. »Warten Sie hier.« Sie geht. Sie kommt mit meinem Baby wieder. Er ist in eine weiße Decke gehüllt, das

Material fühlt sich an, als wären Wolken drin, hügelig und luftig zugleich. Jemand hat die Hände meines Babys mit weißem Mull umwickelt, damit es sich mit seinen Fingernägeln nicht im Gesicht kratzt. Die Schwester zeigt auf das Waschbecken, auf das Desinfektionsmittel. Ich reibe mir die Hände ein, spüle sie ab. Tupfe sie mit braunem Papierhandtuch trocken.

Die Augen meines Babys sind geschlossen, sie sind groß. Die Bögen der Augenlider wie kleine Betten, wo meine Augen ruhen. Es ist das friedlichste Baby, das ich kenne. *Ich bin's, deine Mum*, will ich zu ihm sagen, ohne zu sprechen. Die Schwester weiß nicht, dass er zur Adoption freigegeben ist. Sie weiß nicht, welchen Fehler sie gerade macht. Später kommt der Arzt zu mir und sagt, ich könne mein Baby nicht wieder halten, könne es nicht stillen. »Das würde Ihnen dauerhaften emotionalen Schaden zufügen«, sagt er. Ich sitze im Fernsehzimmer, als er hereinkommt, um mir das zu sagen. Es ist Abend. Der Arzt hat sein Tagewerk getan, aber er möchte mir das jetzt sagen, damit ich nicht darauf warte, meinen Sohn zu stillen. Auf dem Bildschirm ist *The Greatest American Hero* zu sehen. Der Schauspieler hat das blond gelockte Haar eines Engels und fliegt umher, um den Menschen zu helfen. »Darf ich ihn durch die Scheibe ansehen?«, frage ich. Der Arzt ist einverstanden. »Aber nur einmal am Tag«, sagt er. Drei Tage bin ich im Krankenhaus. Und an diesem Tag, diesem Morgen sagt die Krankenschwester: »Halten Sie Ihre Arme so«, während sie meinen Sohn eng an ihrer Brust hält. Und dann hält sie ihn mir hin.

Ihre Arme sind wie Brücken, auf denen mein Sohn in dieser atmenden Welt zu mir getragen wird. Ich habe das Gefühl, mein Blickfeld könnte sich jeden Moment mit weißen Wolken füllen, ich könnte zu Boden stürzen. Ich habe das Gefühl, jemand sollte mich halten. Aber dann liegt sein Gewicht in

meinen Händen. Es ist so, als würde ich ihn in meinem Körper tragen – und wie das geht, weiß ich ja. Ausgeschlossen, dass ich ihn je fallen lasse. Die Knochen in meinen Armen wenden all ihre Härte auf, mein Blut, meine Haut selbst – alle Kraft in meinem Körper hält ihn, wird ihn vor Schaden bewahren. Meine Beine sind aus Metall. »Sie können sich in den Schaukelstuhl setzen«, sagt die Krankenschwester. Ich lasse mich auf das Kissen unter mir nieder, die Holzstreben der Lehne stützen meinen Rücken wie kleine Bäume. »Halten Sie seinen Kopf hoch«, sagt sie und gibt mir eine Flasche. Die Schwester geht. Wir sind still. Mein Sohn und ich mögen es so, ganz in Ruhe. Ich stelle mich jetzt richtig vor: »Ich bin Mom.« Er mag mich. Ich lege den Sauger der Flasche auf seinen kleinen Rosenmund, sehe, wie er ihn nimmt. Aber er ist noch nicht hungrig. Ein bisschen Milch fließt auf seine Lippe. Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich habe. Ich sage seinen Namen: »Tommy.« Ich bin die Erste, die ihn mit seinem Namen anspricht. Ich sage: »Ich liebe dich.« Ich möchte mir Zeit lassen, ihm alles erzählen. Aber er ist so zufrieden. Wir schaukeln ein bisschen. Ruhens aus. Wir hätten so gut zusammengepasst, im Schweigen. Die Schwester kommt wieder rein.

Ich habe ihn nie wieder gefüttert. So viele Papiertücher ich auch in meinen Büstenhalter stopfe, trotz der Tabletten, die ich nehme, damit die Milch versiegt, sickert sie durch alle meine Sachen. Meine kleinen Brüste werden schwer und hart, dass sie wie kleine Basketbälle sind. Mit der Milch könnte ich zehn Babys stillen. Am Tage bringt die Krankenschwester ein Heizgerät, eine helle elektrische Sonne, die mir zwischen die Beine scheint, damit das Genähte trocknet. Die Vorhänge um mein Bett sind zugezogen. Ich höre meine Tante und meinen Onkel auf der anderen Seite, die über meine Bräunungs-sonne witzeln. Sie sind freundlich, sie freuen sich, dass sie die

Eltern meines Babys sein werden. Seine Augen sind immer noch geschlossen. Im Verlauf des Tages verstoße ich gegen die Anweisung des Arztes und stehe bei jedem Füttern an der Scheibe. Ich beachte seine Warnung nicht, dass ich mir damit Schaden zufüge. Ich muss meinen Sohn sehen. So wie ich pressen musste, als er geboren wurde. Ich kann nicht anders. Ich sehe zu, wie eine Krankenschwester meinen Jungen auf dem Arm hält. Manchmal steht sie, wenn sie ihn füttert, manchmal sitzt sie. Wenn sie steht, hält sie ihn ganz hoch, als würde sie ihn jemandem zeigen – einem König. Hier ist er. Die Schwestern gucken mich grimmig an. Aber was können sie tun? Am Abend kommt eine Schwester zu mir und zieht den Vorhang zurück. Sie setzt sich auf mein Bett, als wäre sie meine Freundin. »Möchten Sie reden?«, fragt sie. »Nein«, sage ich. Vielleicht hat sie das zusätzlich getan, um nett zu sein, um zu helfen. Aber ich bin nicht in der Stimmung für Mitleid. An der Glasscheibe sehe ich zu, wie die Schwester meinem Sohn die Flasche gibt, und meine Brüste laufen über, machen dunkle Flecken durch meinen Büstenhalter, durch mein Nachthemd. Ich stehe da und sehe zu, wie sie ihn in ihren harten Armen hält, und ich denke: Ich kann das auch, ich kann das auch.

Am vierten Tag werde ich entlassen. Die Luft ist angespannt, als meine Familie kommt – meine Mutter und mein Vater, meine Tante und mein Onkel –, weil sie Angst haben. Sie haben Angst, dass ich ihn in den Armen halten und nicht hergeben werde. Dass wir uns in einem Wagen aus der Stadt fahren lassen und ich auf dem Vordersitz bluten werde, während ich meine Gebärmutter massiere, damit sie sich auf ihre normale Größe zusammenzieht. Und das Blut gestillt wird. Meine Brüste haben genug Nahrung für meinen Sohn. Und er wird endlich angelegt und nimmt mir den Druck, nimmt von dem Milchvorrat, den ich für ihn bereithalte. Die Schwes-

ter zeigt meiner Tante und meinem Onkel den Bauchnabel meines Sohnes und erklärt, wie man die Stelle, wo wir verbunden waren, versorgen muss. Dazu macht sie die Wolldecke auf, mein nackter Junge. Meine Tante hat Anziehsachen für ihn. Sie hat einen Baby-Schneeanzug. Der umhüllt ihn in gepolstertem Kunststoff. Wie ein Eskimobaby. Meine Mutter will mich zur Seite schieben. Aber die Krankenschwester, die, die nie lächelt, sagt: »Ganz gleich, wer das Baby adoptiert, die Mutter geht mit ihm aus dem Krankenhaus.« Die Mutter, die Mutter. Das bin ich. Ich bin wieder sichtbar. Es ist eine Regel, das heißt, niemand kann widersprechen. Ich lege meine Arme zu einer Wiege zusammen. Die Krankenschwester gibt mir meinen Sohn in die Arme. Sein Schneeanzug ist weich und pluderig. Er sieht behaglich darin aus, die Augen geschlossen. Noch habe ich keine Angst, etwas falsch zu machen, ihn festzuhalten. Ich weiß, dass es nur für ein paar Augenblicke ist, und wir sind nicht allein, aber ich bin so dankbar, ihn wiederzuhaben. Licht und Luft um uns herum, trotz der drängenden anderen. Ich gehe den weißen Flur entlang. Sie sind alle um mich herum, besorgt. Aber wir sind ruhig. Dann geht die Eingangstür auf, und die Luft bläst kalt auf uns hernieder. Ich stehe an der Schwelle, trete auf den Vorplatz des Krankenhauses, und meine Mom befiehlt: »Gib Julia das Baby.« Das tue ich. Aber es ist, als wäre ich eine Apfelsine, ein Apfel, ein Stück Obst mit einer Schale, die mit einem Messer zerschnitten wird. Die wassernasse Luft um mich herum ist die Welt, die man sieht. Der Vorplatz hat ein paar breite Stufen, als wäre das Krankenhaus ein Wohnhaus. Meine Tante lächelt über das ganze Gesicht, ich kann von ihrem Gesicht nur das Lächeln sehen, nicht aber die Augen, die sind auf ihn geheftet. In der Welt gehört er jetzt ihr.